

Außer der Reihe

»We must make it impossible
to discuss the history of current state of affairs of the field
in terms that make us invisible.«

Lana Rakow

Martina Thiele

Gesehen werden. Lebenswege und Karrieren von Kommunikationswissenschaftlerinnen der Aufbaugeneration – ein Beitrag zur feministischen Fachgeschichtsschreibung

1. Herstory

Ein Blick zurück in die Geschichte, bzw. auf das, was uns als Geschichte präsentiert wird, macht deutlich, dass es sich dabei um eine von Männern geprägte Meta-Erzählung handelt, um »his story«. Sie beruht auf einem androzentrischen Weltbild. Das gleiche gilt für die Geschichte einer akademischen Disziplin. Auch sie ist eine angeblich von Männern geprägte und ganz überwiegend von Männern erzählte Fachgeschichte. Nur vereinzelt und am Rande tauchen Frauen auf. Das sind dann »Ausnahmefrauen«, »tokens« (Kanter 1977), die eine Art Alibi-funktion erfüllen. Insgesamt erscheint der Beitrag von Frauen zum wissenschaftlichen Fortschritt gering. So gering war er aber nicht, erst recht nicht, wenn berücksichtigt wird, dass Frauen in Europa und Nordamerika erst seit gut 120 Jahren das Recht auf eine akademische Ausbildung haben.

Diese Zusammenhänge zu verdeutlichen und Frauen als Wissenschaftlerinnen sichtbar werden zu lassen, ist ein wichtiges Anliegen der Frauen- und Geschlechterforschung. Sichtbarkeit allein schützt jedoch nicht vor Marginalisierung. Es geht in der feministischen Debatte immer auch um politische Anerkennung und um Teilhabe an der Macht (vgl. Schaffer 2008) bzw. darum, frühere und derzeit bestehende (Macht-)Strukturen zu hinterfragen sowie – bezogen auf Wissenschaft – bestehende Wissensbestände und ihre Entstehung zu überprüfen.

Das setzt historisches Bewusstsein und die Berücksichtigung des jeweiligen gesellschaftlichen Kontextes voraus, die Reflektion des eigenen Standpunktes

und die Bereitschaft, über den Tellerrand der eigenen Disziplin hinaus zu schauen, tatsächlich interdisziplinär zu arbeiten und die Erkenntnisse aus anderen Bereichen zu nutzen, um letztlich zur Entwicklung einer gerechteren Welt beizutragen. Diese Grundüberzeugungen feministischer und zugleich kritischer Wissenschaft sind normativer Art. Im bestehenden Wissenschaftssystem verweisen sie auf das, was ist, mehr noch aber auf das, was zukünftig sein sollte. Frauengeschichte (»herstory«) stehe zwar, so Claudia Opitz (2008, 16), in der Tradition des Differenzfeminismus, habe aber auch eine tröstliche utopische Komponente, weil irgendwann einmal »Frauen«- und »Männer«-geschichte zu einer all(e)umfassenden Geschichte zusammengeführt werden könnten.

Ausgehend von den Prämissen einer feministischen Historiographie möchte ich im Folgenden einige Überlegungen zum Generationenbegriff und zu fachhistorischer Forschung aus der Geschlechterperspektive anstellen und danach einzelne Kommunikationswissenschaftlerinnen, ihren Lebensweg und ihr Werk vorstellen. Es handelt sich um fünf Wissenschaftlerinnen aus Österreich und Deutschland¹, die zur Alterskohorte der zwischen 1910 und 1930 Geborenen zählen, die z. T. schon während des Zweiten Weltkriegs wissenschaftlich tätig waren und die österreichische und deutsche, auch die US-amerikanische Kommunikationswissenschaft der Nachkriegszeit geprägt haben: Herta Herzog (1910–2010), Elisabeth Noelle (1916–2010), Marianne Lunzer-Lindhausen (1919), Hertha Sturm (1925–1998) und Elisabeth Löckenhoff (1929–1985). Auch wenn die genannten Wissenschaftlerinnen aufgrund ihrer Generationenzugehörigkeit, ihrer Geburtsländer, ihrer beruflichen Tätigkeit und ihres Geschlechts Gemeinsamkeiten aufweisen, unterscheiden sich ihre Lebenswege und Karrieren doch in vielerlei Hinsicht – untereinander und auch im Vergleich zu ihren (männlichen) Kollegen. Auf diese Unterschiede und Gemeinsamkeiten werde ich abschließend näher eingehen.

2. Generationen und Gender

Die Erforschung der Geschichte der Kommunikationswissenschaft im deutschsprachigen Raum ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten gut vorangekommen. Beachtet werden Strukturen, Institutionen, wissenschaftspolitische Entscheidungen, Internationalisierungstrends und »traveling ideas«. Ein Hauptaugenmerk liegt jedoch – z. T. mit Verweis auf Pierre Bourdieus Theorie sozialer Praxis – auf den »Akteuren«. Diskutiert wird, wer zu den »Klassikern« des Fachs zählt und was zum kommunikationswissenschaftlichen Kanon gehört (vgl.

¹ Zum »deutschsprachigen Raum« würde auch die deutschsprachige Schweiz zählen. Hier liefert die fachhistorische Forschung (z.B. Schade 2005) allerdings keine Hinweise auf zwischen 1910 und 1930 geborene Kommunikationswissenschaftlerinnen, was nicht heißen muss, dass es sie nicht gegeben hat.

Holtz-Bacha / Kutsch 2002; Meyen / Löblich 2006; Thiele / Klaus / Riesmeyer 2012). Auch von früheren Generationen wie den »Ahnen«, den »Gründervätern«, den »Erstgeborenen«, den »Neugründern« und den »Jungtürken« ist die Rede (Meyen 2007). In seiner »Geschichte der Kommunikationswissenschaft als Generationengeschichte« liefert Michael Meyen (2007) nachvollziehbare Gründe »Wissenschaftler-Generationen« zu beachten. Weniger nachvollziehbar ist die Begründung, sich dabei auf Wissenschaftler, konkret »die Professoren« zu beschränken, »weil sie die organisatorischen Entscheidungen treffen, tendenziell am längsten im Wissenschaftsbetrieb verweilen und außerdem über die Ressourcen verfügen, ihr Wissenschaftsverständnis um- und durchzusetzen.« (Meyen 2007, 12) Was ist mit den Studierenden und den anderen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, die vielleicht keinen eigenen Lehrstuhl hatten, aber das Fach durch ihre Forschung und Lehre prägten? Was ist mit denen, die nicht im deutschsprachigen Raum geblieben sind, sondern anderswo wissenschaftlich tätig waren?

Es gab bereits einige Versuche, den u. a. von Karl Mannheim geprägten Generationenbegriff für die Aufarbeitung der Geschichte des Fachs Kommunikationswissenschaft wissenssoziologisch fruchtbar zu machen (vgl. Averbeck / Kutsch 2002; Gries 2006; Meyen 2007; Koenen 2008), bspw. das Generationenkonzept »als eine relational vermittelnde Brücke zwischen Ideen- und Sozialgestalt« (Koenen 2008, 1611) zu nutzen oder wie Meyen (2007, 16) vorschlägt, mit Hilfe des Generationenkonzepts den Milieu-Begriff, den Dirk Kaesler (1984) in seinem Werk über die frühe deutsche Soziologie verwendet, operationalisierbar zu machen. Vermieden werden soll, so der Anspruch, eine rein mechanisch gewählte Kohortenzuordnung, für die dann eher impressionistisch gewonnene Aussagen getroffen werden (vgl. Koenen 2008, 1611). Vermieden werden sollten auch Generationenlabel, die nicht wirklich passen. Wenn also von einer WissenschaftlerInnengeneration gesprochen wird, ist zu prüfen, ob damit mehr gemeint ist als die von Karl Mannheim (1928 / 1929) als *Generationenlagerung* beschriebene räumliche und zeitliche Situierung einer Gruppe von Menschen, die innerhalb einer Zeitspanne von mehreren Jahren geboren wurde. Ob also darüber hinaus – um bei Mannheims Terminologie zu bleiben – ein *Generationszusammenhang* auszumachen ist, der durch das gemeinsame Konfrontiertsein mit bestimmten Entwicklungen und Ereignissen entstanden ist (»Schicksalsgemeinschaft«), oder ob gar von einer *Generationseinheit* gesprochen werden kann, die dieselbe Perspektive auf diese Entwicklungen und Ereignisse teilt, bleibt bisher eine offene Frage.

Neben der Frage nach der Generation als verbindendem Element stellt sich die nach dem Geschlecht als folgenreicher sozialer Markierung: Inwiefern hat sich ihr »Frau-Sein« auf die Lebenswege und Karrieren der fünf Wissenschaftlerinnen positiv oder negativ ausgewirkt? Was spricht für oder gegen einen fachhistorischen Zugang, der Geschlecht als Strukturkategorie begreift? Warum

also immer noch und immer wieder »Frauenforschung« und »Frauengeschichtsschreibung«? Weil, wie eingangs erwähnt, durch sie das gesehen werden kann, was die traditionelle Forschung = »Männerforschung« nicht beachtet hat. Dabei sind die »Ausnahmefrauen«, die Wissenschaftlerinnen, die Karriere gemacht und es zu einem eigenen Lehrstuhl gebracht haben, aber nur eine der Gruppen, die Aufmerksamkeit verdienen. Genauso wichtig ist der Blick in Richtung derjenigen, die im sog. akademischen Mittelbau verblieben sind, die nur eine Zeitlang in den von und für Männer geschaffenen Strukturen mitwirken wollten und konnten und mehr oder weniger freiwillig aus dem Wissenschaftsbetrieb ausstiegen sind. Eine solche erweiterte Perspektive nehmen z. B. Allison L. Rowland und Peter Simonson (2013) auf die »Founding Mothers of Communication Research« ein.

In dieser Form Fachgeschichtsschreibung zu betreiben und sich für die Sichtbarwerdung von Wissenschaftlerinnen einzusetzen, mag angesichts postmoderner Theorien und de-konstruktivistischer Ansätze in der Geschlechterforschung rückständig wirken. In der Tat geht mit Argumentationen, die auf dem Gleichheitsansatz oder auch dem Differenzansatz (vgl. Klaus 1998) beruhen, und mit einer Gegenüberstellung von »founding fathers« und »founding mothers« die Gefahr einer Reifizierung von Geschlecht einher. Untersucht und letztlich performativ bestätigt wird dann, was »eigentlich« in Frage gestellt ist, nämlich ein auf dem Geschlechterdualismus basierendes gesellschaftliches Ordnungsprinzip. Im Bewusstsein dieser theoretischen Herausforderung sowie der »Ambivalenzen der Sichtbarkeit« (Schaffer 2008) wird hier eine sozialkonstruktivistische Perspektive auf das »(un)doing gender« eingenommen, um vergangene und gegenwärtige Inklusionen und Exklusionen ansatzweise erklären zu können. Geschlecht wird dabei als soziale Konstruktion begriffen, die jedoch reale Folgen wie die Anerkennung oder aber Annihilierung und Marginalisierung von WissenschaftlerInnen hat. Verbunden mit Geschlecht als einem wirkmächtigen sozialen Konstrukt sind weitere soziale Kategorien wie Klasse, Ethnie, Religion u. a., was für einen intersektionalen Ansatz auch in der Fachgeschichtsforschung spricht.

3. Kurzportraits der Wissenschaftlerinnen

Im Folgenden sollen die Lebenswege und beruflichen Stationen der fünf Wissenschaftlerinnen skizziert werden. Was die von ihnen und über sie verfasste Literatur angeht, bestehen erhebliche Unterschiede. So gibt es zahlreiche Veröffentlichungen von und über Noelle. Zum 90. Geburtstag ist ihre Autobiographie erschienen (Noelle 2006), drei Jahre später eine kritische Biographie (Becker 2013), die zu einem Rechtsstreit führte. Herzogs Leben und Werk erfährt seit einigen Jahren international mehr Aufmerksamkeit (Perse 1996; Klaus

2008; Rowland / Simonson 2013; Klaus / Seethaler 2015). Weniger gut stellt sich die Literaturlage bei Lunzer, Sturm und Löckenhoff dar.

Herta Herzog (1910–2010)

Herta Herzog, 1910 in Wien geboren, studierte u. a. Psychologie bei Karl und Charlotte Bühler. Sie promovierte mit einer Arbeit zu »Stimme und Persönlichkeit«, für die sie mehr als 2500 Personen zu ihren durch Radio-Stimmen ausgelösten Eindrücken befragte. Während des Studiums lernte sie ihren späteren Ehemann, den Soziologen Paul F. Lazarsfeld kennen, dem sie 1935 in die USA folgte. Auch dort betrieb sie Mediennutzungs- und Medienwirkungsforschung. Ihr Aufsatz »What do we really know about daytime serial listeners?« (Herzog 1944) markiert den Beginn der Gratifikationsforschung, zugleich handelt es sich um eine der wenigen frühen Studien, die explizit nach der Mediennutzung von Frauen fragt. Herzogs Forschung am Office of Radio Research weckte das Interesse der werbetreibenden Industrie. Sie wechselte 1943 in die Marktforschung und erweiterte dort das Methodenrepertoire durch qualitative Forschung. In den 1970er Jahren ging Herzog mit ihrem zweiten Ehemann, dem Soziologen Paul W. Massing, zurück nach Europa. Dort war sie wieder mehr wissenschaftlich tätig, übernahm Lehraufträge, publizierte u. a. zu den Erfolgsserien *Dallas* und *Dynasty* und forschte zu Antisemitismus in Österreich (Herzog 1994). Herzog starb fast hundertjährig in Tirol.

Elisabeth Noelle (1916–2010)

Elisabeth Noelle studierte Zeitungswissenschaft bei Emil Dovifat in Berlin und promovierte nach einem Forschungsaufenthalt in den USA mit einer Arbeit über die dortige Umfrageforschung. Noelle war auch journalistisch tätig, sie schrieb u. a. für Goebbels Wochenzeitung *Das Reich*. 1947 gründete sie mit ihrem Ehemann, dem Journalisten und späteren CDU-Abgeordneten Peter Neumann, das *Institut für Demoskopie in Allensbach*. 1965 erhielt sie als erste Frau im deutschsprachigen Raum in Mainz einen Lehrstuhl für Publizistik, was das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* zum Anlass nahm, unter der Überschrift »Professoren: Frau auf dem Katheder« die geringe Zahl an Professorinnen zu thematisieren: »Von 6407 Professoren und Dozenten waren nach der letzten Zählung des statistischen Bundesamts nur 147 weiblichen Geschlechts; auf den 2906 besetzten Lehrstühlen saßen gar nur 18 Damen.« (*Der Spiegel* 51 / 1965, 87)

Noelle plädierte für eine empirisch-sozialwissenschaftliche Ausrichtung des Fachs und war als Politikberaterin u. a. für Konrad Adenauer und Helmut Kohl tätig. Als Demoskopin und Wissenschaftlerin interessierte sie sich insbesondere für die Wirkungsmacht des Fernsehens und dafür, wie öffentliche Meinung entsteht. Ihre »Theorie der Schweigespirale« (Noelle 1980) basiert auf sozialpsycho-

logischen Annahmen, deren theoretische Herleitung und empirische Überprüfung jedoch Kritik hervorrief. Gleichwohl haben Noelle und ihre SchülerInnen international mit ihrer Forschung Beachtung gefunden und die »Mainzer Schule« der Kommunikationswissenschaft begründet.

Marianne Lunzer-Lindhausen (1919)

Marianne Lunzer, geb. Pig, studierte in Wien Germanistik und Anglistik. Sie promovierte 1942 mit einer Arbeit über die Naturdarstellungen im Werk von Waldemar Bonsels.² Im selben Jahr trat sie eine Assistentenstelle am neugegründeten Institut für Zeitungswissenschaft an und übernahm dort kriegsbedingt einen Großteil der Aufgaben in Verwaltung und Lehre. Im letzten Kriegsjahr wurde ihr die provisorische Leitung des Instituts übertragen. Nach 1945 war das Weiterbestehen des Instituts gefährdet. Lunzer, die als politisch unbelastet galt, setzte sich für das Institut ein und folgte der Vorgabe, historische Forschung zu betreiben. 1957 erwarb sie die *Venia legendi* für Zeitungswissenschaft, 1973 wurde sie zur außerordentlichen Professorin ernannt. Die Institutsleitung übernahm sie noch einmal von 1981 bis 1985. Im Jahr ihrer Emeritierung erhielt sie die Ernennung zur ordentlichen Professorin. Ihre SchülerInnen und KollegInnen überreichten ihr Festschriften zum 65. und 70. Geburtstag (vgl. Duchkowitsch 1985; Duchkowitsch / Haas / Loika 1991).

Hertha Sturm (1925–1998)

Nach einem in Rekordzeit abgeschlossenen Psychologie- und Jurastudium und der Promotion 1948 zu Testverfahren in der Psychologie, arbeitete Hertha Sturm für den Südwestfunk und leitete dort die Abteilung Schul- und Jugendfunk. 1963 wechselte sie zum neugegründeten ZDF und leitete dort die Abteilung Bildung und Erziehung. 1967 habilitierte sie sich in Freiburg zum Thema »Psychologie und Massenkommunikation«. 1974 erfolgte der Wechsel nach München, wo Sturm Leiterin des Internationalen Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen beim Bayerischen Rundfunk wurde. Zugleich hatte sie von 1974 bis 1982 eine Professur für empirische Kommunikationsforschung in München inne. 1981 wechselte sie an die Universität Koblenz-Landau und baute dort den Studiengang Kommunikationspsychologie / Medienpädagogik auf. Hertha Sturm steht neben Noelle und einigen anderen zumeist aus der Psychologie kommenden WissenschaftlerInnen für die empirische Ausrichtung der deutschen Kommunikationswissenschaft.

² Bonsels (1880–1952) Buch »Die Biene Maja« (1912) wurde in mehr als 40 Sprachen übersetzt und erschien 1975 auch als TV-Zeichentrickserie. Während des Nationalsozialismus tat sich Bonsels mit antisemitischen und kriegsverherrlichenden Schriften hervor.

Elisabeth Löckenhoff (1929–1985)

Elisabeth Maria Löckenhoff, geb. Herrmann, musste 1944 aus Ostpreußen fliehen. Nach einigen Jahren in der DDR übersiedelte sie nach West-Berlin und studierte an der Freien Universität (FU). 1954 promovierte sie mit einer Arbeit über die propagandistische Funktion des Schulbuchs in der DDR. Sie wurde Assistentin von Emil Dovifat. Als Fritz Eberhard dessen Nachfolge als Lehrstuhlinhaber angetreten hatte, wurde Löckenhoff Akademische Rätin und Geschäftsführerin des Instituts für Publizistik. In ihrer Forschung beschäftigte sie sich insbesondere mit dem DDR-Mediensystem, was im geteilten Deutschland sehr unterschiedliche politische Reaktionen hervorrief: Entweder wurde ihr zu viel Nähe und Verständnis vorgeworfen oder ein Mangel an kritischer Distanz. Löckenhoff aber analysierte die DDR-Medien und erkannte Differenzierungen, während andere pauschal urteilten. Unter dem Namen E. M. Herrmann publizierte sie 1963 »Zur Theorie und Praxis der Presse in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands«. Die beiden Vornamen Elisabeth und Maria blieben dabei nach Maßgabe des Verlags nur als Initialen erhalten, im Vorwort und der Einleitung war von *dem Verfasser* die Rede (vgl. Blaum 2002, 200). Löckenhoff lag nicht viel an öffentlichen Auftritten und internationalem Renommee. Wichtig waren ihr wissenschaftliche Sorgfalt und die Betreuung der Studierenden, deren Zahl stetig zunahm. Der personelle Ausbau des Instituts stagnierte jedoch. Löckenhoff starb schon mit 56 Jahren und konnte die Transformation des DDR-Mediensystems nach dem Mauerfall 1989 nicht mehr erleben.

4. Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Aufgrund ihres Geburtsalters gehören Herzog, Noelle, Lunzer, Sturm und Löckenhoff zu der Generation, die bereits vom erfolgreichen Kampf um die Zulassung von Frauen zum Hochschulstudium profitierte. Eine wissenschaftliche Karriere war für sie aber auch aufgrund ihrer sozialen Herkunft möglich: Die finanziellen Mittel für ein Studium waren vorhanden und häufig hatten bereits andere Familienmitglieder eine akademische Ausbildung genossen und konnten so als Vorbild dienen. Bei der Studienfachwahl lag ein Schwerpunkt auf den Philologien, im Falle Herzogs und Sturms auf Psychologie. Noelle war die einzige, die das neue Fach Zeitungswissenschaft bei Dovifat in Berlin studierte. Doch unabhängig von den gewählten Studienfächern wiesen die Themen, mit denen sich die Wissenschaftlerinnen beschäftigten, einen deutlichen Medienbezug auf. Lunzer und Löckenhoff forschten hauptsächlich zur Pressegeschichte und zu Mediensystemen, Herzog, Noelle und Sturm hingegen widmeten sich sozialpsychologischen Fragestellungen und zwar vor allem solchen der Methodenentwicklung und -anwendung. Diese Schwerpunktsetzung erwies sich als

kaririereförderlich und eröffnete den dreien berufliche Tätigkeitsfelder neben der Wissenschaft, etwa in der Markt- und Medienforschung oder wie im Falle Noelles in der Meinungsforschung und Politikberatung.

Historische Forschung hingegen braucht Zeit, ihre Ergebnisse sind weniger leicht vermarktbar. Hinzu kam bei Lunzer und Löckenhoff, dass ihre Forschungsaktivitäten dadurch eingeschränkt waren, dass sie viel Zeit für Verwaltung und Lehre aufbringen mussten. Beide haben Hunderte von Abschlussarbeiten und Dissertationen betreut, im Falle Löckenhoffs auch für den Lehrstuhlinhaber Dovifat. Sie selbst war »erst durch die Habilitation 1972 berechtigt, als Professorin selbst Gutachten zu zeichnen und Prüfungen abzunehmen.« (Bohrmann 2003, 6) Beide Wissenschaftlerinnen übernahmen in Krisenzeiten die Institutsleitung, allerdings nur so lange, bis ein Kollege berufen war. Dann sollten die Wissenschaftlerinnen zurück in die zweite Reihe und »dem Herrn Professor zuarbeiten«. Um die Wiener Lehrkanzel für Zeitungswissenschaft hatten sich 1968 neben Marianne Lunzer Karl Oswin Kurth und Kurt Paupié beworben. Zwar attestierte die Berufungskommission Lunzer als der einzigen politisch unbelasteten Kandidatin, eine »ausgezeichnete Lehrkraft« und »vorzügliche Mitarbeiterin« zu sein, seit ihrer Habilitationsschrift habe sie aber zu wenig publiziert, »woran verschiedene familiäre Schicksalsschläge schuld« seien (Personalakte Lunzer, zit. nach Duchkowitsch 2004, 235). Die Bewerberin hatte gegenüber Paupié keine Chance, sie erhielt noch nicht einmal einen Listenplatz.

Einen eigenen Lehrstuhl konnten aber Noelle und Sturm einnehmen, Noelle 1965 in Mainz nach einem dubiosen Berufungsverfahren, bei dem sie die einzige, zudem nicht habilitierte, aber vom damaligen rheinland-pfälzischen CDU-Ministerpräsidenten Helmut Kohl protegierte Bewerberin war (vgl. Noelle 2006, 220f.). Auch Sturms Berufung verlief nicht nach dem üblichen Verfahren, auch sie war in München die einzige Kandidatin auf eine neugeschaffene Professur. Sturm verhandelte sehr geschickt zur gleichen Zeit mit der Universität Freiburg und entschied sich letztlich für München, allerdings unter der Bedingung, zugleich die Leitung des Internationalen Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen des Bayerischen Rundfunks übernehmen zu können (vgl. Mahler/Meyen/Wendelin 2008, 132f.). Noelle und Sturm standen für die sozialwissenschaftlich-empirische Ausrichtung des Fachs, die zu mehr Ansehen und Bedeutung der Kommunikationswissenschaft führen sollte.

Neben der sozialwissenschaftlich-empirischen Ausrichtung galt die Internationalisierung als Garant für mehr Anerkennung des Fachs. Noelle hatte schon als Studentin 1937 die Gelegenheit ergriffen, ein Forschungssemester in den USA, an der *School of Journalism* der Universität von Missouri in Columbia, zu verbringen. Diese Möglichkeit war denjenigen Studierenden vorbehalten, die sich in nationalsozialistischen Organisationen bewährt hatten. Ihre letztlich nur auf einigen Monaten beruhende USA-Erfahrung nutzte Noelle nach 1945 dazu, politisch opportun eine »Amerikanisierung« der westdeutschen kommunika-

tionswissenschaftlichen Forschung zu fördern. Sie beschrieb Paul F. Lazarsfeld in ihren Erinnerungen als ein großes Vorbild (vgl. Noelle 2006, 156 f. und 213).

Gänzlich andere Gründe führten Herta Herzog 1935 in die USA. Einerseits private: So waren sie und Lazarsfeld, der seit 1933 in den USA forschte und lehrte, ein Paar geworden. Andererseits politische: Als Jude war Lazarsfeld dem zunehmenden Antisemitismus im österreichischen Ständestaat ausgesetzt. Die berufliche Zukunft erschien in den USA weitaus erfolgversprechender, zumal Lazarsfeld gegenüber Hadley Cantril auch für Herzog eine Stelle im *Princeton Radio Research Project* heraushandeln konnte. Allerdings eine sehr viel schlechter bezahlte als sie ein gleich qualifizierter männlicher Kollege hätte erhalten können (vgl. Fleck 2007, 266). Nach einigen produktiven Jahren in der Wissenschaft wechselte Herzog 1943 in die Marktforschung, konkret in die Forschungsabteilung der damals führenden Agentur *McCann-Erickson*. Sie entwickelte Verfahren wie das *focus interview* und wurde Teil des Think Tank *Jack Tinker and Partners*. In den USA avancierte Herzog zur »Grande Dame« der Motivationsforschung. Zurück in Europa zählten diese Erfolge kaum. Herzog, zu dem Zeitpunkt schon im Pensionsalter, wandte sich wieder mehr der Wissenschaft zu und nahm Lehraufträge in Tübingen und Wien an.

Ihren jeweiligen Instituten verbunden blieben Lunzer in Wien und Löckenhoff in West-Berlin. Sturm hingegen war an verschiedenen Universitäten im süddeutschen Raum tätig. Zu der räumlichen Mobilität kam eine fachliche und institutionelle: Sie sah sich als Wanderin zwischen den Welten, zwischen der Psychologie und der Kommunikation, zwischen der Wissenschaft und der angewandten Medienforschung. Am Münchner Institut war sie nie wirklich heimisch geworden. Ihre Kollegen hatten sie kaum zur Kenntnis genommen und erinnerten sich lediglich an ihr »eher männliches« Erscheinungsbild (vgl. Mahler/Meyen/Wendelin 2008, 142). Immerhin wird ihr zugute gehalten, dass mit ihr die empirische Ausrichtung des Münchner Instituts gelang (vgl. Mahler/Meyen/Wendelin 2008).

Die Karrieren der fünf Wissenschaftlerinnen beruhen natürlich weitgehend auf individueller Leistung, doch sind auch Vorgesetzte, KollegInnen, Familie und FreundInnen und ein erfolgreiches networking wichtig für das berufliche Fortkommen, gerade in politisch bewegten Zeiten. Herzog, Noelle, Lunzer, Sturm und Löckenhoff haben ganz unterschiedliche politische Systeme erlebt: Sie wurden z. T. noch im Kaiserreich geboren, erlebten dann das Scheitern der Republik und den Weg in die Diktatur. Herzog emigrierte mit Lazarsfeld in die USA. Löckenhoff, die nach ihrer Flucht aus Ostpreußen zunächst in der DDR lebte, zog Anfang der 1950er Jahre nach West-Berlin. Wenn auch der Grundstein für eine akademische Karriere bereits in den 1940er Jahren gelegt worden war, erfolgten die entscheidenden Karriereschritte in den 1950er Jahren, als sowohl in Westdeutschland als auch in Österreich ein demokratischer Neubeginn versucht wurde. Personelle Kontinuitäten schloss das nicht aus. So steht ein Wis-

senschaftler wie Emil Dovifat, der Doktorvater von Noelle und später Löckenhoff, für eine solche personelle Kontinuität: Er war Professor schon während der Weimarer Republik, blieb es während des Nationalsozialismus und war dann auch nach 1945 bis in die 1960er Jahre weiter als Hochschullehrer tätig.

Als Frauenförderer hat sich Dovifat nicht besonders hervorgetan. Prinzipiell war er der Auffassung, dass Frauen zur Wissenschaft nur bedingt geeignet seien. Die äußerst zuverlässige Arbeit von Löckenhoff hat er aber durchaus geschätzt und sich dafür eingesetzt, dass ihre Dienstverträge immer wieder verlängert wurden (vgl. Bohrmann 1988, 20), auch weil sie mit ihrer Forschung zu seinem Forschungsprofil passte. Mit ihrem Tod, so Hans Bohrmann in seinem Nachruf auf Löckenhoff, sei »der Einfluß dieses Begründers der Publizistikwissenschaft endgültig zu Ende gegangen.« (Bohrmann 1985, 548)

Anders als Löckenhoff hat sich Noelle frühzeitig fachlich von ihrem Doktorvater Dovifat abgesetzt. Das von ihm aufgetragene Dissertationsthema, zu erforschen, wie US-amerikanische Zeitungen Leserinnen gewinnen, interessierte sie nicht (vgl. Noelle 2006, 60). Fasziniert von George Gallup wollte sie über Meinungsforschung schreiben und tat das dann auch. Beziehungen, die schon während ihres Studiums und der Mitarbeit bei verschiedenen NS-Blättern entstanden waren, erwiesen sich auch nach 1945 als nützlich. So die Ehe mit dem Journalisten Peter Neumann, mit dem sie 1947 das Institut für Demoskopie in Allensbach gründete und der von 1961 bis 1965 CDU-Bundestagsabgeordneter war. Ihre guten Kontakte zu führenden Leuten in Politik und Wirtschaft garantierten dem Institut regelmäßige Aufträge und zahlten sich auch bei der Berufung nach Mainz aus.

Welche persönlichen Freundschaften und Kontakte die Karrieren der Wienerinnen Herzog und Lunzer beförderten, ist wenig erforscht. Herzogs Verbindung zu Lazarsfeld und später zu Massing, wären sicher eine gesonderte Betrachtung wert. So lautet denn auch ein Desiderat an künftige Fachgeschichtsforschung, stärker auf diese Beziehungen und Netzwerke zu achten. Dabei ist eine Trennung in privat und beruflich, politisch und unpolitisch kaum möglich und dennoch stellt sich die Frage, wie entscheidend bestimmte Konstellationen sind? So auch bei der »nicht nur wissenschaftlichen« (Robinson 2003, 6f.) Freundschaft zwischen Herta Sturm und Marianne Grewe-Partsch.

Was die öffentliche politische Positionierung anbelangt, ist bei den hier portraitierten Wissenschaftlerinnen deutliche Zurückhaltung erkennbar, wenigstens wie z. B. bei Löckenhoff schon der Forschungsgegenstand DDR-Medien als Politikum bewertet wurde. Als dezidiert »unpolitisch« beschrieb sich Lunzer. In ihrem bürgerlichen und kulturinteressierten Elternhaus sei man auf Abstand zu den Nazis geblieben. Aufwühlender als die 1930er und 1940er Jahre, empfand sie die 1950er und 1960er Jahre:

..., weil da hab ich müssen arbeiten, da ist mir das Ganze in den Kopf gestiegen, ich hab das Kind gehabt, da bin ich dann eigentlich erst so richtig erwachsen geworden, man hat sich müssen behaupten. Aber vorher, mein Gott, vorher war ich wahnsinnig jung. (Lunzer-Lindhausen 2005, 288)

Ähnlich äußerte sich Herzog über ihre Kindheit und Jugend in Wien. Von einer Politisierung ist aber nicht nur aufgrund der Freundschaften während des Studiums und zu linken Intellektuellen in den USA auszugehen. So erkennt Tamar Liebes (2003) in Herzogs frühen Studien deutliche Einflüsse Kritischer Theorie. Andererseits hatte Herzog offenbar wenig Bedenken, in der Marktforschung zu arbeiten. Insgesamt hielt sie sich mit politischen Bekundungen zurück, forschte aber in den 1990er Jahren zu Antisemitismus in Österreich (Herzog 1994). Noelles politische Einstellung während des Nationalsozialismus und später in der Bundesrepublik ist bis heute ein vieldiskutiertes Thema der scientific community. Während die einen auf Kontinuitäten verweisen und in Noelles gesamtem Werk eine geistige Nähe zur NS-Ideologie sehen, gestehen die anderen ihr zu, sich zur Demokratin entwickelt zu haben.

Eine politische Positionierung wäre auch in einem Bekenntnis zum Feminismus erkennbar. Hier herrschte gleichfalls deutliche Zurückhaltung. Dazu befragt, haben alle Wissenschaftlerinnen betont, dass das Geschlecht und die sexuelle Orientierung keine Rolle spielen dürften und sie selbst auch keinerlei Benachteiligung erfahren hätten. Die Fakten sprechen aber in den meisten Fällen – Noelle als Ausnahme – dagegen. So wenn es um Stellenbesetzungen, Ausstattung und Berufungszusagen, Nennung bei Publikationen, Zeit für die eigene Forschung etc. ging. Um »Frauenthemen« und »Frauenforschung« machten die hier vorgestellten Wissenschaftlerinnen eher einen Bogen, wengleich Lunzer zu historischen Frauenzeitschriften publizierte (Lunzer 1987a), Sturm gemeinsam mit Grewe-Partsch die Wirkungen geschlechterstereotyper TV-Darstellungen auf Mädchen thematisierte (Sturm/Grewe-Partsch 1980) und Herzog (1944) in der Soap-Opera-Studie ausschließlich die Nutzungsmotive von Radiohörerinnen erkundete. Zu groß war wohl die Furcht, damit als Frau auf »Frauenthemen« festgelegt zu sein.

5. »Gender has never played a role in my professional life ...«

Nach der Herausarbeitung der Unterschiede und Gemeinsamkeiten, die die Karrieren der hier portraitierten Wissenschaftlerinnen untereinander und auch im Vergleich zur ihren Kollegen aufweisen, ist auf die eingangs aufgeworfenen Fragen zurückzukommen: ob es sich um eine Generation von Wissenschaftlerinnen handelt und welche Rolle soziale Kategorien wie Geschlecht spielen.

Der Altersabstand zwischen Herzog (Jahrgang 1910) und Löckenhoff (Jahrgang 1929) beträgt 19 Jahre. Als der Zweite Weltkrieg endete, war Herzog 35 Jahre alt, Noelle 29, Lunzer 24, Sturm 20 und Löckenhoff 16. In den vorliegenden Studien zu Generationen in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft wird die Generation der sog. »Neugründer« noch weiter gefasst, sie reicht von den 1890er Jahren bis 1930 (vgl. Mahler/Meyen/Wendelin 2008, 118; Meyen 2007, 26 f.). Diese »Neugründer« wollten nach 1945 die Zeitungswissenschaft in Deutschland und Österreich wieder etablieren und modernisieren. Noelle, Lunzer, Sturm und Löckenhoff zählen sicher zu den »Neugründern«, die in gewisser Weise davon profitiert haben, dass es bedingt durch Krieg und Holocaust an wissenschaftlichem Nachwuchs mangelte. Umso wichtiger ist, auch nach denen zu fragen, die verfolgt wurden und/oder emigriert sind. Auch sie zählen zu dieser Generation. Herzogs Lebensweg ist hier exemplarisch.

So zeigen sich bei allen Gemeinsamkeiten innerhalb dieser Alterskohorte doch erhebliche individuelle und durch politische Konstellationen begründete Unterschiede. Das betrifft auch Geschlecht und sexuelle Orientierung. Dabei ist jedoch noch einmal in Erinnerung zu rufen, dass die Frage nach Geschlechterunterschieden immer auch zu einer Festschreibung von Geschlecht führt. Wenn man an der Unterscheidung männlich/weiblich festhalten möchte, kann es sein, dass sich mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zwischen einigen weiblichen und männlichen Karrieren ergeben als Gemeinsamkeiten zwischen einigen weiblichen oder zwischen einigen männlichen Karrieren. Wenn die fünf Wissenschaftlerinnen hier zusammen betrachtet werden, so beruht dies also auf einer Kategorisierung, die als solche in Frage gestellt werden kann, die aber in der Vergangenheit sozial wirksam war und Folgen hatte.

Was es bedeutet, als Wissenschaftlerin in einem männlich dominierten Wissenschaftssystem erfolgreich zu sein, haben Herzog, Noelle, Lunzer, Sturm und Löckenhoff ganz unmittelbar erfahren, jedoch kaum öffentlich zugegeben. So schreibt Herzog in einem Brief an Elisabeth Perse: »Gender has never played a role in my professional life. I am not a feminist but I understand if others are.« (Perse 1994a). Noelle brauchte keinen Feminismus, sie pries gar die Vorteile des Ausnahmestatus, den sie als Wissenschaftlerin genieße. Ihre eigene Erfolgsgeschichte nahm sie als Beweis dafür, dass alles möglich ist. Damit blendete sie jedoch aus, welche politischen Umstände und welche sozialen Kategorien außer dem Geschlecht sich in ihrem Fall als karriereförderlich erwiesen haben: ganz sicher die soziale Herkunft und exklusive Ausbildung, vielleicht auch Attraktivität sowie ein daraus resultierender Habitus, der wie eine self-fulfilling prophecy zu noch mehr Erfolg führte.

Die anderen hier beschriebenen Karrieren verliefen nicht ganz so geradlinig. Alle aber durchaus geschlechtstypisch, wenn man auch auf das Privatleben der Wissenschaftlerinnen schaut, bzw. auf das, was darüber bekannt ist. Bis auf Sturm waren alle Frauen mindestens einmal verheiratet, bis auf Lunzer (mit

einem Kind) hatte keine der Frauen eigene Kinder. Dieser Trend setzt sich, wie neuere Erhebungen zur Vereinbarkeit von Familie und wissenschaftlicher Tätigkeit zeigen, fort: Wissenschaftlerinnen bleiben anders als ihre männlichen Kollegen häufiger kinderlos oder haben höchstens ein oder zwei Kinder.

Deutlich geworden sein sollte durch die Beachtung wissenschaftsinterner und -externer Faktoren sowie fünf individueller Lebenswege, die für eine Generation von Wissenschaftlerinnen stehen, dass die frühe deutschsprachige Kommunikationswissenschaft gerade auch unter Geschlechteraspekten kaum erforscht ist. Es gab einmal 2003 in *Aviso*, organisiert von Elisabeth Klaus, einen zweiseitigen Überblicksartikel über die »Pionierinnen« der Kommunikationswissenschaft, mit biographischen Skizzen zu Sturm und Grewe-Partsch von Gertrude J. Robinson (2003), zu Elisabeth Noelle von Simone Christine Ehmig (2003), zu Marianne Lunzer von Johanna Dorer (2003) und zu Elisabeth Löckenhoff von Hans Bohrmann (2003). In jenem Überblicksartikel sind erstmals vier der fünf auch hier betrachteten Wissenschaftlerinnen in einen Generations- und Geschlechterzusammenhang gebracht worden. Der vorliegende Beitrag möchte daran unter Einbeziehung einer emigrierten Wissenschaftlerin anknüpfen, in der Hoffnung, dass Ansätze einer komparativen, geschlechtertheoretisch fundierten Fachgeschichtsschreibung erkennbar werden.

Literatur

- Averbeck, Stefanie / Kutsch, Arnulf (2002): Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900–1960. In: *Medien & Zeit*, 17 (2–3), 57–67.
- Becker, Jörg: (2013). Elisabeth Noelle-Neumann. Demoskopin zwischen NS-Ideologie und Konservatismus. Paderborn et al.
- Blaum, Verena (2002): Rezension: E.M. Hermann (1963): Zur Theorie und Praxis der Presse in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Berichte und Dokumente. In: Christina Holtz-Bacha / Arnulf Kutsch (Hrsg.): *Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden, 199–202.
- Bohrmann, Hans (1985): Nachruf auf Elisabeth Löckenhoff. In: *Publizistik*, 30 (4), 547–548.
- Bohrmann, Hans (1988): Elisabeth Löckenhoff im Institut für Publizistik der Freien Universität Berlin 1952–1985. In: Rolf Geserick / Arnulf Kutsch (Hrsg.): *Publizistik und Journalismus in der DDR. Acht Beiträge zum Gedenken an Elisabeth Löckenhoff*. München et al., 17–35.
- Bohrmann, Hans (2003): »Geschäftsführende Assistentin«: Elisabeth Löckenhoff. In: *Aviso* 34, 6.
- Der Spiegel (1965): Professoren. Noelle-Neumann. Frau auf dem Katheder. In: *Der Spiegel* 51, 86–87.
- Dorer, Johanna (2003): Institutsleiterin a. O.: Marianne Lunzer. In: *Aviso* 34, 6–7.
- Ehmig, Simone Christine (2003): Zwischen den Welten: Elisabeth Noelle. In: *Aviso* 34, 7.
- Duchkowitsch, Wolfgang (Hrsg.) (1985): *Mediengeschichte. Forschung und Praxis*. Festgabe für Marianne Lunzer-Lindhausen zum 65. Geburtstag. Wien.
- Duchkowitsch, Wolfgang / Haas, Hannes / Loika, Klaus (Hrsg.) (1991): *Kreativität aus der Krise. Konzepte zur gesellschaftlichen Kommunikation in der Ersten Republik*. Festschrift für Marianne Lunzer-Lindhausen. Wien.

- Duchkowitsch, Wolfgang (2004). Von Karl Oswin Kurth zu Kurt Paupié. Eine Geschichte ideologischer Konformität? In: ders./Fritz Hausjell/Bernd Semrad (Hrsg.): Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft, hg. v. Wolfgang Duchkowitsch, Fritz Hausjell und Bernd Semrad. Wien, 235–247.
- Fleck, Christian (2007): Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der empirischen Sozialforschung. Frankfurt a. M.
- Gries, Rainer (2006): Das generationengeschichtliche Paradigma in der Kommunikationshistorie. Ein cursorischer Überblick. In: Medien & Zeit 21, (3), 4–20.
- Herzog, Herta (1944): What Do We Really Know About Daytime Serial Listeners? In: Paul F. Lazarsfeld/Frank N. Stanton (Hrsg.): Radio Research 1942–43. New York, 3–33.
- Herzog, Herta (1994): The Jews as »Others«. On Communicative Aspects of Antisemitism. A Pilot Study in Austria. Jerusalem: The Vidal Sassoon International Center of the Study of Antisemitism/The Hebrew University of Jerusalem.
- Holtz-Bacha Christina/Kutsch, Arnulf (Hrsg.) (2002): Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden.
- Kaesler Dirk (1984): Die frühe deutsche Soziologie und ihre Entstehungsmilieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung. Opladen.
- Kanter, Rosabeth Moss (1977): Men and Women of the Corporation. New York.
- Klaus, Elisabeth (1998): Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus. Opladen.
- Klaus, Elisabeth (2008): What do we really know about Herta Herzog. Eine Spurensuche. Reihe Klassiker der Kommunikations- und Medienwissenschaft heute. In: Medien & Kommunikationswissenschaft (56), 2, 227–252.
- Klaus, Elisabeth/Seethaler, Josef (Hrsg.) (2015): »What Do We Really Know About Herta Herzog?« Exploring the Life and Work of a Pioneer of Communication Research (im Erscheinen).
- Koenen, Erik (2008): Fachgeschichte im Generationenfokus. Überlegungen zu einer generationengeschichtlichen Heuristik für die Fachgeschichte der Kommunikationswissenschaft. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt am Main, New York, 1610–1625.
- Liebes, Tamar (2003): Herzog's »On Borrowed Experience«: Its Place in the Debate over the Active Audience. In: Elihu Katz/John Durham Peter/Tamar Liebes/Avril Orloff (Hrsg.): Canon Texts in Media Research. Are there any? Should there be? How about these? Malden, 39–53.
- Lunzer-Lindhausen, Marianne (1987a): Die Frau als Leserin im Josephinischen Wien. Ein Beitrag zu den Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert. In: Manfred Bobrowski/Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte. München, 311–316.
- Lunzer-Lindhausen, Marianne (1987b): Wege der Pressegeschichte am Wiener Institut. In: Manfred Bobrowski/Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte. München, 111–116.
- Lunzer-Lindhausen, Marianne (2005): Interviewed von Doris Ingrisch. Zitiert in: Doris Ingrisch/Gert Dressel (2008): Erfahrungen und Erzählungen von (Nicht-)Zugehörigkeiten. In: Herbert Posch/Doris Ingrisch/Gert Dressel (Hrsg.): »Anschluss« und Ausschluss 1938. Vertriebene und verbliebene Studierende der Universität Wien. Wien, Berlin, 261–299.
- Mannheim, Karl (1928/1929): Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie (7), 157–185, (8) 309–39.
- Mahler, Melanie/Meyen, Michael/Wendelin, Manuel (2008): »Empirifizierung« als Nebenwirkung. Die Berufung der Psychologin Hertha Sturm 1925 bis 1998 auf eine Professur für empirische Kommunikationsforschung. In: Michael Meyen/Manuel Wendelin (Hrsg.): Journalistenausbildung, Empirie und Auftragsforschung. Neue Bausteine zu einer Geschichte des

- Münchener Instituts für Kommunikationswissenschaft. Mit einer Bibliografie der Dissertationen von 1925 bis 2007. Für Wolfgang R. Langenbacher zum 70. Köln, 116–149.
- Meyen, Michael/Löblich, Maria (2006): *Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland*. Konstanz.
- Meyen, Michael (2007): *Geschichte der Kommunikationswissenschaft als Generationengeschichte*. In: *Studies in Communication Sciences. Journal of the Swiss Association of Communication and Media Research* (7), 1, 11–37.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1980): *Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut*. München.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (2006): *Die Erinnerungen*. Mit 41 Fotos. München.
- Perse, Elisabeth M. (1996): *Herta Herzog*. In *Women in Communication: A Biographical Sourcebook*, ed. by Nancy Signorelli, 202–11. Westport, CT, London.
- Perse, Elisabeth M. (1994a, 1994b, 1995): *Letters from Herta Herzog to Elisabeth Perse*. Online unter <http://outofthequestion.org/Additional-Resources/Documents.aspx> (30.07.2014)
- Rakow, Lana F. (1992): *The Field Reconsidered*. In: dies. (Hrsg.): *Women Making Meaning. New Feminist Direction in Communication*. London, 3–17.
- Rakow, Lana F. (2008): *Feminist Historiography and the Field: Writing New Histories*. In: David Park/Jefferson Pooley (Hrsg.): *The History of Media and Communication Research: Contested Memories*. New York, 113–140.
- Robinson, Gertrud J. (2003): *Freundschaft, auch wissenschaftlich: Hertha Sturm und Marianne Grewe-Partsch*. In: *Aviso* 34, 6–7.
- Ross, Karen (2013): *Gender and Media: A very Short Herstory*. In: Peter Simonson/Janice Peck/Robert T. Craig/John P. Jackson (Hrsg.): *The Handbook of Communication History*. New York, London, 347–360.
- Rowland Allison L./Simonson, Peter (2013): *The Founding Mothers of Communication Research: Towards a History of a Gendered Assemblage*. In: *Critical Studies in Media Communication* (31), 1, 3–26.
- Schade, Edzard (Hrsg.) (2005): *Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation. Beiträge zur Reflexion der Fachgeschichte*. Konstanz.
- Schaffer, Johanna (2008): *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld.
- Sturm, Hertha/Grewe-Partsch, Marianne (1980): *Time, television, and women's career perspectives*. In: Marianne Grewe-Partsch/Gertrude J. Robinson (Hrsg.): *Women, Communication, and Careers*. München et al., 85–92.
- Thiele, Martina (2015): *A Female Researcher, but not a Feminist*. In: Elisabeth Klaus/Josef Seethaler (Hrsg.): *»What Do We Really Know About Herta Herzog?« Exploring the Life and Work of a Pioneer of Communication Research*. (im Erscheinen)
- Thiele, Martina/Klaus, Elisabeth/Riesmeyer, Claudia (2012): *Wie Öffentlichkeit für die kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies herstellen? Überlegungen zur Kanonisierung*. In: Tanja Maier/Martina Thiele/Christine Linke (Hrsg.): *Medien, Öffentlichkeit und Geschlecht in Bewegung: Forschungsperspektiven der kommunikations- und medienwissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Bielefeld, 177–192.
- Wackwitz, Laura A./Rakow, Lana F. (2004): *Feminist Communication Theory. An Introduction*. In: Lana F. Rakow/Laura A. Wackwitz (Hrsg.): *Feminist Communication Theory. Selections in Context*. Thousand Oaks, London, New Delhi, 1–10.